

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Schwarze Tage

Heinrich Peuckmann

Kriminalroman

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-942929-58-5

Lektorat: Stefanie Stöhr
Titelbild: Willy Menzel

Copyright (2018)
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.lychatz.com

9,95 Euro (D)

1.

Er weiß nicht, wie lange er hier schon liegt. Sind es zwei Tage oder drei oder noch mehr? Er weiß nicht einmal, wie weit der gegenwärtige Tag fortgeschritten ist. Ist es morgens, mittags, nachts? Für ihn macht das alles keinen Unterschied. Denn um ihn herum ist es Nacht, immer nur tiefschwarze Nacht. Egal, welche Tageszeit irgendwo da draußen ist, um ihn herum bleibt es finster. Es sind schwarze Tage, die er erlebt, pechschwarze. Aber selbst wo dieses Draußen ist, weiß er nicht. Ist es hinter der undurchdringlichen Wand des Raumes, in dem er hier liegt? Oder ist es über ihm, weil er sich in einem Kellerloch befindet, vielleicht sogar in einer Höhle?

Nichts weiß er, rein gar nichts. Nicht einmal, wie er hier hereingekommen ist. Er war unterwegs gewesen zu einem Termin, daran kann er sich erinnern. Jemand hatte ihm Auskunft geben sollen über Vandalismus in einer Schrebergartenanlage, weil er darüber einen Bericht hatte schreiben wollen. Deshalb war er über die Bornstraße Richtung Eving gefahren und schließlich abgelenkt in die Eisenstraße, die nicht viel befahren wird. Dort hatte er am Straßenrand geparkt, um die letzten Schritte zu laufen. Es war ein warmer Tag gewesen, die Luft im Auto war stickig gewesen. Als er an einem verlassenen Bürogebäude vorbeigekommen war, hatte er plötzlich einen heftigen elektrischen Schlag im

Nacken verspürt, der ihm die Füße weggerissen hatte. Er hatte sich nicht mehr bewegen können, hilflos hatte er auf dem Boden gelegen, nur im Dahindämmern war es ihm so erschienen, als würde er einen Stich im Oberschenkel spüren. Einen Stich wie von einer Spritze.

Von da an weiß er nichts mehr. Nur noch, dass er hier, in völliger Dunkelheit, wach geworden ist und sich nicht bewegen kann, weil er an Händen und Füßen durch Ledergurte auf eine Liege geschnallt ist. Auf eine verdammt harte Liege.

Was hat das alles zu bedeuten, warum ist er hier? Auch das weiß er nicht.

Als ihm seine schreckliche Situation nach dem Aufwachen bewusst geworden war, hatte er angefangen, nach Leibeskräften um Hilfe zu schreien. Seine Hoffnung, dass ihn jemand hören könnte, war in dem Moment noch groß gewesen. Aber es war niemand gekommen, der auf ihn reagiert hatte. Keine Schritte, die sich näherten, keine Tür, die sich öffnete, keine Stimme, die ihn ansprach. Still war es um ihn herum geblieben, totenstill und stockfinster.

Aber auch da hatte er noch nicht aufgehört, sondern hatte weitergeschrien, bis ihm die Stimme versagt hatte. Immer verzweifelter, immer hoffnungsloser hatten seine Versuche geklungen, bis seine Stimme wie von selbst umgekippt war und einen weinerlichen, flehen-

den Ton angenommen hatte. Er hatte das nicht geplant, es war einfach so über ihn gekommen.

„Hier muss doch jemand da sein“, hatte er gejammert. „Um Gottes willen, so antworten Sie doch! Wie bin ich hier hereingekommen?“

Dann hatte er gelauscht, aber nichts hatte sich geregelt.

„Warum tun Sie das?“, hatte er danach gerufen. „Warum halten Sie mich hier fest? Was habe ich Ihnen getan? Lassen Sie mich raus, lassen Sie mich einfach gehen!“

Als nach all seinem Bitten und Flehen noch immer keine Antwort erfolgt war, hatte ihn Panik erfasst. Was würde passieren, wenn sich nie jemand meldete, egal wie laut er schrie? Wenn er hier gefesselt liegen bleiben müsste, ohne zu trinken, ohne zu essen, ohne Erklärung, warum das alles geschah. Und vor allem, ohne dass irgendwer von seiner Familie oder seinen Freunden wusste, wo er sich befand. Er hatte es ja selber nicht gewusst.

Heftig hatte er an den Gurten gezerrt und gleichzeitig versucht, mit den Beinen zu strampeln, aber die Gurte hatten keinen Zentimeter nachgegeben, so sehr er sich auch anstrengte. Da hatte ihn eine Panikattacke erfasst, wie er sie noch nie erlebt hatte. Röchelnd hatte er nach Luft geschnappt, weil er geglaubt hatte, nicht mehr atmen zu können. Verzweifelt hatte er versucht, sich aufzurichten, um den Druck von der Brust zu lö-

sen, aber er war nicht hochgekommen. Das Gefühl, ersticken zu müssen, war geblieben, lange hatte es ihn nicht verlassen. Als es sich endlich doch verflüchtigt hatte, hatte er die Augenlider zusammengepresst, damit nur ja keine Tränen flossen. Nein, er hatte nicht weinen wollen, auch wenn ihn dabei niemand hatte beobachten können. Er hatte geglaubt, es sich schuldig zu sein, dass er hart blieb. Aber als er die Augen wieder geöffnet hatte, hatte er die Nässe an seinen Wimpern gespürt.

Nach solchen Attacken, die seitdem immer wieder kommen, schläft er stets vor Erschöpfung ein und träumt wirres Zeug, an das er sich später nur teilweise erinnern kann. Fast immer haben seine Träume damit zu tun, dass er irgendwo hinläuft, zu einer Wiese oder einem Wald, wo er frei atmen kann. Menschen kommen in diesen Träumen nicht vor, jedenfalls erinnert er sich an keine.

Die Angst, dass niemand zu ihm kommen würde, war unberechtigt gewesen, inzwischen weiß er es. Manchmal kommt nämlich jemand in den Raum und steht am Kopfende der Liege, so dass er nicht mal einen dunklen Schatten sehen kann, falls das überhaupt möglich ist. Er hört nur, wie sich eine Tür öffnet, durch die für einen kurzen Moment ein schwacher Lichtschein fällt, dann vernimmt er leise Schritte hinter sich, dann einen schwachen Atem.

Manchmal hält ihm die Person eine Flasche an die Lippen, so dass er trinken muss, ob er will oder nicht. Andernfalls würde er sich verschlucken und dann wirklich ersticken. Ab und an hält sie ihm auch ein belegtes Brötchen hin, von dem er abbeißen kann. Kochschinken ist darauf, manchmal auch Käse. Aber er hat wenig Hunger, er hat vor allem Durst.

Immer, wenn die Person im Raum ist, spricht er sie an.

„Nun sagen Sie mir doch, warum ich hier bin. Sie müssen mir nicht Ihren Namen nennen, nein, das verlange ich gar nicht. Erklären Sie mir nur, was Sie von mir wollen. Wollen Sie Lösegeld? Soll ich etwas anderes für Sie tun? Nun sagen Sie's doch endlich!“

Aber die Person antwortet nicht. Mit keinem Geräusch gibt sie sich zu erkennen, egal was er fragt. Er weiß nicht einmal, ob es eine Frau oder ein Mann ist. Aber er hat einen Verdacht. So fest, wie die Person zupackt, muss es ein Mann sein, glaubt er. Obwohl, ganz sicher ist er sich auch darüber nicht. Das lange Liegen, dazu das wenige Essen und Trinken ... Er ist schlapp. Es bedarf keiner großen Anstrengung, um ihn unter Kontrolle zu halten.

Ihn fest anzufassen ist immer dann nötig, wenn die Person ihn zur Toilette führt. Dann bindet sie ihm zuerst die Beine zusammen, bevor sie die Gurte unten an der Liege löst. Anschließend macht sie den linken Arm frei und biegt ihn auf den Rücken. Dort steckt sie

ihn in eine Schlaufe, die sie ihm um den Hals legt. Wenn er den linken Arm nicht still hält, würgt er sich selber. Nur den rechten Arm hat er frei, während die Person ihn in den Nebenraum schiebt. Ja, das muss sie, ihn schieben, weil er sonst nicht vorankommt. Zwi-schendurch macht er ein paar kleine Sprünge wie früher beim Sackhüpfen, aber das ist gefährlich, weil er das Gleichgewicht verlieren und hinfallen könnte.

In der Toilette muss er mit der freien Hand die Hose öffnen oder sie ausziehen, je nachdem, und seine Not-durft verrichten. Es ist ihm peinlich, das zu tun, denn er weiß genau, dass die Person dabei hinter ihm steht und ihn beobachtet. Keine Sekunde lässt sie ihn aus den Augen. In der Toilette ist es auch dunkel, nicht ganz so finster wie in dem Raum, in dem er sonst liegt, aber auch hier kann er nichts entdecken, was ihm den Ort verrät, an dem er sich befindet. Von schräg oben fällt ein kaum merklicher Lichtschimmer ein, als wäre dort ein nicht ganz abgedichtetes Fenster oder ein Raum, in dem weit entfernt ein Licht schimmert. Deshalb versucht er zu lauschen, ob er etwas hören kann, das ihm etwas über den Ort verrät. Aber es ist still, unglaublich still. Schließlich, wenn alles zu lange dauert, wird er von hinten gepackt und zurück zur Liege geschoben. Dann hat er kaum noch Zeit, seine Hose zu richten.

Manchmal kann er nicht an sich halten, dann bricht es wie von selbst aus ihm heraus.

„Nun lass mich doch gehen, ich bitte dich! Ich flehe dich an!“

Er merkt selbst, dass er in diesen Situationen ins Duzen verfällt, ganz automatisch. Es ist so, als würde ihm das Unterbewusstsein raten, Vertrauen herzustellen.

„Wenn ich könnte“, fährt er dann fort, „würde ich niederfallen vor dir. Auf die Knie würde ich fallen, ja, das würde ich.“

Seine Stimme klingt belegt dabei, es will ihm einfach nicht gelingen, ihr Festigkeit zu geben. Er hat Angst, ja, er hat so schreckliche Angst, wie er sie selbst in den bedrückendsten Situationen seiner Kindheit niemals gehabt hat. Da hilft es auch nicht, dass er sich verzweifelt gegen die Tränen wehrt, sie rinnen ihm doch über die Wangen. Das sind die Momente, in denen er erleichtert ist über die Dunkelheit um ihn herum. Vielleicht sieht die Person nicht, was in ihm vorgeht, muss er dann denken, vielleicht bleibt ihr seine Schwäche verborgen.

Aber warum sollte sie das? Warum sollte sie nicht merken, wie es um ihn steht, wo doch sowieso nicht klar ist, ob er hier jemals wieder rauskommen wird. Da ist es völlig unwichtig, was diese Person von ihm denkt oder nicht.

Manchmal, wenn er nach flüchtigem Schlaf wach wird, hat er das Gefühl, dass sie im Raum steht. Einfach so dasteht, völlig bewegungslos. Er hört sie nicht, er sieht sie nicht, aber er spürt, dass sie da ist. Sie will

rausfinden, was er denkt und wie er sich fühlt, vermutet er. Sie will ihm, aus welchen Gründen auch immer, nahe sein. Manchmal hält er es dann aus, sie nicht anzusprechen und sich weiter schlafend zu stellen. In diesen Momenten kommt es ihm so vor, als führten sie einen Zweikampf. Nein, du erfährst nicht alles über mich, was du erfahren möchtest. Nein, da gibt es noch etwas, das ich dir verschweige. Das du vielleicht rausbekommst, wenn du mich frei lässt und ich es dir dann sage. Ja, dann vielleicht.

Aber meistens verliert er den Zweikampf, weil er es einfach nicht unterdrücken kann, die Person anzuflehen.

„Nun gib mir doch die Freiheit zurück, nun lass mich endlich gehen! Ich verspreche dir auch, zu tun, was du willst. Ja, das verspreche ich dir, egal was es ist. Nur quäle mich nicht länger und lass mich hier raus!“

Nach solchen Sätzen macht er erst mal eine Pause, um zu lauschen, aber die Person reagiert nicht. Sie geht verdammt noch mal mit keinem einzigen Wort auf seine Bitten ein.

„Mein halbes Leben liegt doch noch vor mir. Was könnte ich noch alles schaffen, ich habe doch noch so viel vor.“

Mit der Zeit begreift er, warum er dieses Flehen, dieses tränenerstickte Winseln nötig hat. Es hilft ihm, nicht völlig in Resignation zu verfallen. Auch wenn dieser Typ nicht ein einziges Mal auf sein Bitten und

Flehen reagiert, so hat er doch die Hoffnung, dass er es irgendwann tun könnte. Würde er aufhören damit, so fürchtet er, würde er auch seine Hoffnung verlieren.

Ja, das glaubt er, daran hält er sich fest.

Irgendwann, nachdem er wieder eingeschlafen ist, hört er plötzlich ein Klicken im Raum. Erschreckt wird er wach, Schweiß tritt ihm auf die Stirn, eine Panikwelle rollt heran, ein Stein liegt ihm auf der Brust.

Was war das? War das eine Pistole, die scharf gemacht wurde? Will der Typ ihn erschießen? Um Gottes willen, das darf er nicht! Er will sein Leben noch nicht beenden, es steht noch so viel vor ihm. Diesmal ist er unfähig, etwas zu sagen, nicht einmal einen Schrei bringt er heraus. Wild schießen ihm die Gedanken durch den Kopf. Was kann er jetzt tun? Gibt es eine Möglichkeit, den Schuss abzuwehren? Nein, es gibt keine, er weiß es. Er ist dem, was passieren wird, hilflos ausgeliefert. In seiner Verzweiflung presst er die Augen zusammen und hält die Luft an. Jeden Moment kann jetzt mit lautem Knall ein Schuss ertönen und dann, ja, dann ...

Aber der Schuss ertönt nicht, es bleibt still, unheimlich still. Je länger es still bleibt, desto mehr steigt seine Hoffnung, dass sein Leben noch nicht zu Ende ist. Fast vorsichtig, als könnte er damit alles zerstören, beginnt er wieder zu atmen. Einen Spaltbreit öffnet er die Augen. Kein Knall, kein Schuss. Irgendwann hat er

das Gefühl, dass er wieder allein im Raum ist. Er kann es zuerst gar nicht glauben. Was ist das gewesen? Hat er sich das nur eingebildet oder war er wirklich in Gefahr? In Lebensgefahr.

Nicht lange danach hört er plötzlich ganz deutlich die Schritte des anderen, der zu ihm an die Liege kommt. Gerade so, als hätte der Typ einen Entschluss gefasst und es käme nicht mehr darauf an, sich zu tarnen. Um Gottes willen, was hat das jetzt zu bedeuten? Im nächsten Moment spürt er einen Stich im rechten Oberschenkel, gerade so, wie er ihn in der Eisenstraße gespürt hatte, bevor er hierhergebracht worden war. Sollte er noch einmal betäubt werden? Dann wäre er wieder hilflos und der andere könnte mit ihm machen, was er wollte. Er könnte ihn einfach in einen Kanal werfen, in dem er elendig ertrinken müsste. Er würde sterben ganz ohne Verletzung und es würde aussehen wie ein Unfall oder ein Selbstmord. Niemand würde nach dem Täter suchen, der ihm das Leben genommen hat.

Lange bleibt ihm aber nicht, um darüber nachzudenken, denn schnell erfasst ihn wieder ein Schwindel, der ihm das Gefühl gibt, als schwanke die Liege unter ihm. Dann merkt er, wie ihm das Bewusstsein schwindet, rasend schnell. Aus, kann er gerade noch denken, aus und vorbei. Was hätte ich noch alles tun können im Leben!

Das nächste, was er mitbekommt, ist ein Lichtstrahl, der ganz plötzlich aufzuckt und sofort wieder verschwindet. Er weiß im ersten Moment nicht, was das zu bedeuten hat, aber dann wird ihm klar, dass er lebt. Ja, er ist nicht in irgendeinem Kanal ertrunken, er spürt seinen Atem, er fühlt seinen Körper, er ist nicht tot. Und plötzlich weiß er auch, woher der Lichtstrahl gekommen war. Er hatte für einen Augenblick sein Auge geöffnet und war geblendet gewesen vom Licht. Bevor er die Augen wieder öffnet, versucht er sich klarzumachen, was das bedeutet. Dann befindet er sich also nicht mehr in dem dunklen Raum, in dem er die letzten Tage verbracht hat? Heißt das dann auch, dass er nicht mehr gefangen ist, festgeschnallt auf diese Liege? Er versucht, einen Arm zu bewegen. Ja, es geht. Er zuckt mit den Beinen, auch sie kann er frei bewegen.

Im nächsten Moment hält er es nicht mehr aus, so weit wie möglich reißt er die Augen auf. Er braucht einen Moment, um zu begreifen, was er sieht. Maisstauden sieht er, mannshoch über sich. Er richtet sich auf und blickt sich um. Tatsächlich, er liegt am Rande eines Maisfeldes. Neben ihm befindet sich eine schmale, asphaltierte Straße, ein Wirtschaftsweg. Er blickt sich um, niemand ist auf dieser Straße zu sehen, auch nicht auf der gegenüberliegenden Wiese. Nicht einmal Kühe grasen dort. Er starrt in das Maisfeld, auch dort kann er niemanden erkennen. Ein Glücksgefühl durch-

strömt ihn. Kein Zweifel, er ist frei. Es gibt niemanden mehr, der ihn kontrolliert, um ihn gleich wieder festzuhalten. Er kann aufstehen und gehen. Gehen, wohin er will.

Es fällt ihm schwer, aufzustehen. Zuerst steht er auf wackligen Beinen, es ist so, als wären sie aus Gummi. Aber nach ein paar tapsigen Schritten findet er seine alte Sicherheit zurück. Wohin soll er gehen? Am Ende des Weges liegt ein Bauernhof. Aber was soll er dort? Soll er den Bauern fragen, an welchem Ort er sich befindet und wie er von dort nach Hause kommt? Der wird ihn für übergeschnappt halten und womöglich die Polizei rufen. Und was soll er der sagen? Dass er tagelang in einem stockfinsternen Raum gefangen gehalten und nun neben diesem Maisfeld freigelassen wurde? Dass er für beides keine Gründe wisse?

Nein, das wird ihm niemand abnehmen. Erst muss er sich selber darüber klarwerden, was da mit ihm passiert ist und vor allem warum. In der anderen Richtung sieht er einen Kirchturm. Dann muss dort ein Dorf sein, in dem er sich eine Zeitung kaufen und feststellen kann, welcher Tag heute ist und wie der Ort heißt. Und wenn er das weiß, kommt er von dort auch irgendwie nach Hause. Ja, das ist es, was er sich am meisten ersehnt. Eine Rückkehr in seine Wohnung, wo er sofort ein Bad nehmen möchte, um all das abzuspülen, was an ihm klebt.

Er fasst in die Innentasche seines Jacketts. Ja, seine Brieftasche ist noch da, auch der Autoschlüssel. Dann hatte derjenige, der ihn gefangen gehalten hat, es auf nichts Materielles abgesehen, sondern nur auf ihn. Ganz allein auf ihn. Unglaublich, denkt er. Ob er wohl jemals rauskriegen wird, was das alles zu bedeuten hatte?

2.

Die ersten Junitage waren regnerisch gewesen, aber in den Morgenstunden des neuen Tages hatten sich die Wolken plötzlich verzogen und die Sonne war hervorgekommen. Sofort war es merklich wärmer geworden. Zeit, um endlich mal wieder aus der Bude zu kommen, fand Bernhard Völkel. Er könnte durch den Zoo laufen, überlegte er, und bei den Tapiren und Nashörnern vorbeischaun. Die würden ihn vermutlich gar nicht mehr kennen, so lange hatten sie ihn nicht gesehen. Und er sie.

Er hatte Zeit in dieser Woche, konnte machen, was er wollte, denn Anita war für vier Tage zu einer Freundin nach Speyer gefahren. Ihr Sohn würde in der Zwischenzeit ihre Vogelzucht betreuen, hatte sie ihm gesagt. Aber wenn er wolle, könne er zwischendurch ruhig mal in Werl vorbeischaun, ihr Sohn würde sich über Hilfe freuen. Klar, irgendwann in den nächsten

Tagen könnte Völkel das wirklich tun, auch wenn die Hilfe eher zweitrangig sein würde. Von Vogelzucht hatte er nämlich keine Ahnung, er war schon froh, wenn er einen Nymphensittich von einem Graupapagei unterscheiden konnte.

Aber das wäre nicht das Wichtigste. Er könnte mal, wenn er nach Werl führe, in aller Ruhe mit Thomas reden, nur sie beide, ganz ungestört. Seit er mit Anita zusammen war, gehörte ihr Sohn schließlich auch zu seiner Familie. Anita hatte inzwischen ein harmonisches Verhältnis zu seiner Tochter Kathrin, höchste Zeit also für ihn, nachzuziehen. Aber Thomas arbeitete in einem Steuerbüro in Werl und Steuern waren das Letzte, wofür Völkel sich interessierte. Wenn man von jenen Steuern absah, um die die Reichen den Staat durch alle möglichen Tricks betrogen, worüber Völkel sich immer aufregen konnte. Thomas dagegen blieb, wenn sie darüber sprachen, eher ruhig. Er stand ja auch auf der anderen Seite und zeigte seinen Klienten Tricks, mit denen sie Steuern sparen konnten. Aber egal, sie würden schon ein Thema finden, das sie zusammenbrachte.

Gut, das würde er Mittwoch oder Donnerstag machen. Und heute? Irgendwie, merkte er, hatte er keinen Bock auf Tiere. Die letzten Tage waren grau gewesen, grau und verregnet. Deshalb hatte er Lust auf etwas Buntes, und bunt, ja bunt waren die Blumenbee-

te im Westfalenpark. Dort, im Schatten des großen Fernsehturms, könnte er wunderbar spazieren gehen.

Es war kurz nach elf, als er in einer Seitenstraße der viel befahrenen B1 parkte. Von dort aus war er schnell am Parkeingang. In der einen Richtung, gar nicht weit entfernt, befand sich der Phoenix-See, in der anderen, meistens verdeckt von hohen Bäumen, befand sich das Borussenstadion.

Tatsächlich, als er die Wege zwischen den Blumenbeeten entlang lief, wusste er, dass seine Entscheidung richtig gewesen war. Das Rot, Gelb und Blau der Blüten hob deutlich seine Stimmung. Komisch, wie abhängig man doch vom Wetter war, dachte er. Und von den Farben, die im Licht der Sonne erstrahlten oder bei Regen ihren Glanz verloren. Er genoss den Spaziergang. Ob er heute Abend noch in seine Stammkneipe im Kreuzviertel gehen würde, ließ er erst mal offen. Sein Freund Hugo hatte vorgeschlagen, sich da zu einer Skatrunde zu treffen. Einen dritten Mann würden sie garantiert finden. Skat wäre nicht schlecht, dachte Völkel, aber dabei würden Runden bestellt, eine nach der anderen, immer kurz, lang, also Bier und Schnaps im Wechsel, und er konnte sich dann schlecht raushalten. Also wusste er, wie der morgige Tag beginnen würde. Mit Brummschädel und schlechter Laune nämlich. Nein, wahrscheinlich würde Völkel nicht hingehen.

Die Begonien in ihren unterschiedlichen Rot- und Gelbtönen gefielen ihm gut, aber auch die Gartenhortensien. Sie erinnerten ihn an seine Mutter, die Hortensien sehr geliebt und auf ein schmales Beet direkt gegenüber der Haustür gepflanzt hatte. So hatte ihn in seiner Kindheit, wenn er aus dem Haus getreten war, eine Phalanx an roten Blüten empfangen.

Schließlich steuerte er das Gartenrestaurant an den Wasserteichen an. Dort einen Cappuccino und vielleicht ein Stück Kuchen, das wäre ein guter Abschluss, dachte er. Tatsächlich entdeckte er Kirschstreusel in den Glasvitrinen am Eingang. Er bestellte und setzte sich an einen freien Tisch auf der Terrasse. Die Bedienung war schnell, kurz darauf standen Kuchen und Cappuccino vor ihm. Kuchen gegen halb zwei, Völkel musste über sich selber schmunzeln. Jetzt wären eigentlich ein Schnitzel oder eine Pizza fällig. Aber Völkel war nur sich selber Rechenschaft schuldig, er konnte machen, was er wollte. Warum also nicht Kuchen zur Mittagszeit? Das war auch eine Form von Freiheit!

Er hatte gerade zwei Bissen von dem Kirschstreusel probiert, da setzte sich ein Mann zu ihm an den Tisch. Völkel fühlte sich gestört. Verdammt, hier waren noch genug freie Plätze, warum setzte sich der Kerl nicht woanders hin? Mit dem Typen an seiner Seite fiel es ihm schwerer, die schöne Situation zu genießen. Völkel setzte sich so um, dass er dem Mann den Rücken zu-